

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 271.

Elbing, den 18. November.

1894.

Herzenswandlungen.

Roman von F. v. Böttcher.

Nachdruck verboten

13)

Ida hatte freier aufgethmet, als gleich, nachdem das ungemüthliche, gemeinliche Frühstück beendet, ihr Gatte ausgegangen war. Sie wußte, daß Gulseppe Antonardi jeden Augenblick erscheinen konnte, und es mangelte ihr an Kraft und geistiger Elastizität, um einen Plan zu erfinden, wie sie dessen Besuch vor ihrem Gatten verbergen könne, dessen Argwohn schon in so hohem Grade erweckt war. Aber die Morgenstunden vergingen, und Gulseppe ließ sich nicht blicken.

„Ich kann diesen ungleichen Kampf nicht länger fortsetzen,“ dachte sie niedergeschlagen, als sie gegen zwei Uhr in ihrem Boudoir saß, jeden Moment gewärtig, daß Mathilde erscheinen werde, um den schleichenden Stallener zu melde-
nimmt es mich nicht. Ich selbst bin melner und jenes Gewebes von Lügen und Versteckung müde und überdrüssig. Ich sehe, wie täglich meine Schönheit abnimmt, jene Schönheit, die mir einst so schnell sein Herz gewann. Ja, es wäre besser gewesen, wenn mir uns nie gesehen hätten oder uns nie wieder sähen. Ehescheidungen haben doch auch ihre guten Seiten. Aber woran denke ich?“ Sie hielt bekommen inne, als Mathilde geräuschlos die Thür öffnete.

„Gulseppe Antonardi ist hier, Madame.“

„Gut, Mathilde, bleiben Sie im Vorzimmer und haben Sie acht, daß uns Niemand stört.“

Mathilde zog sich zurück und im nächsten Augenblick trat Gulseppe ein.

„Ich hoffe, die Signora befindet sich heute im besten Wohlfsein,“ war seine glatte Begrüßung, aber Ida beachtete dieselbe nicht.

„Gulseppe,“ sagte sie ruhig und eintönig, als wiederhole sie eine eingelernte Lektion, „ich kann Ihnen heute Morgen nur fünfhundert Pfund geben. Ich habe alles versucht, die Summe, welche Sie gefordert, aufzubringen, aber ich konnte es nicht, es war mir unmöglich.“

„Aber vielleicht würde Ihr Herr Gemahl —“

„Ich habe ihn darum gebeten, Gulseppe, er hat mir das Geld verweigert.“

Mit einem Gefühl unbeschreiblicher Demüthigung sagte sie die Worte leise. War sie

denn so tief gesunken, daß sie diesem elenden Abenteuer eingestehen mußte, wie wenig sie über ihren Gatten vermochte?

Gulseppe runzelte die Stirn.

„Ich habe tausend Pfund gefordert!“

„Ich weiß es und habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen nicht mehr geben kann, als fünfhundert. Nehmen Sie dieselben, Gulseppe, und gehen, oder thun Sie, was Ihnen beliebt.“

Der Ton verzweifelter Gleichgültigkeit sagte dem Schurken, daß er nicht weiter gehen dürfe.

„Es muß genügen!“ rief er, sich das Kinn streichend, „wenn die Signora wirklich nicht mehr für einen Mann thun konnte, der die Interessen Ihrer Familie gewahrt hat,“ und nahm die Banknoten, die auf dem Tisch lagen.

„Meiner Familie!“ sagte sie bitter.

„Ja, gnädige Frau, des Geschlechts der P'Chelles. Glauben Sie, ich würde das Geheimniß bewahrt haben, wenn es sich nicht um Ihre Mutter handelte? Ich mag ein armer Mann sein, gnädige Frau, von Vielen verachtet, selbst von Ihnen, aber ich habe nichtsdestoweniger ein Gewissen, und die P'Chelles waren meine Herren lange Zeit, ehe Sie geboren waren.“

„Leben noch welche von ihnen?“ fragte Ida matt.

„Leider nein, ausgenommen Ihre Mutter.“

„Gulseppe,“ sagte Ida in dringendem, fast befehlendem Tone: „Gulseppe, wer ist meine Mutter? Ich will es wissen!“

Gulseppe lächelte.

„Nun, gnädige Frau, ich sehe keinen Grund, weshalb Sie es nicht wissen sollten. Gestern hätte ich es Ihnen nicht sagen können, heute weiß ich, wer sie ist. Es ist ein schöner, vornehmer Name, den sie trägt, der in der Pariser Gesellschaft einen guten Klang hat. Ah, ich sehe, Sie werden ungeduldig, und vielleicht mit Recht. Ihre Mutter, gnädige Frau,“ und hier senkte er seine Stimme, als Ida mit bleichen Wangen und ängstlich gespanntem Blick sich vorbeugte, „Ihre Mutter ist die Gräfin Avotoli.“

Ida stieß einen leisen, dumpfen Schrei aus.

„Die Gräfin Avotoli! Unmöglich!“

„Nicht allein möglich, gnädige Frau, sondern wahr“, antwortete Gulseppe nachlässig. „Das überrascht Sie? Nun, die P'Chelles haben leichte und gleichzeitig kühne Herzen. Ein Mord mehr oder weniger auf dem Gewissen, bedeutet nur wenig, und, bei meiner Frau, die Dame trägt den Kopf hoch genug. Es ist ihr alle die

Jahre gelungen, sich mir zu entziehen, jedoch wußte ich, daß ich sie endlich finden würde.“

„Die Gräfin Abtoll meine Mutter“, wiederholte Ida langsam, als sei sie sich der ganzen Bedeutung dieser Worte noch nicht vollständig bewußt.

„Die Gräfin Abtoll Ihre Mutter und Mörderin Pierre V'Cheves“, sagte Gulseppe.

„Und ich liebte diese Frau!“ entrang es sich Idas zitternden Lippen.

„Sieht es so?“ fragte der Italiener. „Nun, der Instinkt der Natur ist wunderbar. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sie Ihnen das Leben gegeben und dennoch —“

Ida winkte ihm schauernd zu schweigen.

Nach einer minutenlangen Pause hob Ida wieder an:

„Wiß die Gräfin, daß — daß —“

„Daß Sie ihr Kind sind?“ fiel ihr Gulseppe ins Wort. „Nein, gnädige Frau, es lag nicht in meinen Plänen, daß sie das Entzücken genießen sollte, ihre wiedergesundene Tochter an ihr Herz zu drücken, das Kind, welches sie schon lange als todt betrauert.“

„Sie wird es nie thun,“ erwiderte Ida, unwillkürlich die Hände ballend.

Gulseppe betrachtete sie lächelnd.

„Die Signora theilt meine Gefühle,“ sagte er mit grausamer Schadenfreude. „Ich wußte von Anfang an, daß es unnötig sei, der gnädigen Frau Verzichtswiegenheit anzupfehlen.“

„Gulseppe,“ sagte Ida zornig, „ich verachte mich selbst, mehr, wie ich aussprechen kann, daß ich auch nur einen Gedanken, oder ein Gefühl mit Ihnen gemein habe, aber es ist zu viel für mich, dies aussprechen zu hören. O, wäre es jede Andere gewesen, wie sie! Verlassen Sie mich jetzt, Gulseppe; Sie sind lange genug hier gewesen — viel zu lange!“

„Sie sind krank, gnädige Frau,“ sagte der Italiener, einen forschenden Blick auf ihr bleiches Antlitz werfend. „Soll ich die Kammerjungfer rufen?“

„Nein, rufen Sie Niemand, aber verlassen Sie mich. Ich muß allein sein.“

„Und wann,“ fragte er lauernd, „darf ich wieder kommen, um mir den Rest der kleinen Summe zu holen, welche die Großmuth der gnädigen Frau —“

„Ich weiß nicht — es ist mir gleich!“ rief Ida in einem Tone hervor, der Gulseppe anzeigte, daß sein Vortheil es erheischte, diesen Gegenstand vorläufig fallen zu lassen. „Ich sage Ihnen, gehen Sie!“

Und Gulseppe entrierte sich, ohne daß sie seinen kriechenden Abschiedsworten Beachtung schenkte.

Allein geblieben, sank Ida in das Sopha zurück und begrub ihr Gesicht in die Kissen.

„Das Kind einer Mörderin,“ schluchzte sie, „und jene Mörderin die Gräfin Abtoll, um die jede Faser meines Herzens sich schon in aufrichtiger Liebe geschlungen!“

Sie konnte kaum die volle Bedeutung des

niedererschmetternden Schlags fassen, der sie so plötzlich getroffen. Sie würde eine Welt darum gegeben haben, wenn sie sich auf eine Wüste oder auf eine einsame Insel hätte flüchten können, wo der Hohn und das Gespött der Menge ihr Ohr nicht erreichen konnte. Ihr ganzes Leben lang war sie unbewußt eine Betrügerin gewesen. Würde Gresham sie in seine friedliche Häuslichkeit aufgenommen haben, wenn er gewußt hätte, daß ihre Mutter eine Mörderin war? Würde Reginald den hochgeachteten aristokratischen Namen der Delamare's mit dem der Tochter einer Mörderin verbunden haben? Sie blickte schauernd auf ihre Hände, als erwarte sie auf den schlanken Fingern die Spuren von Blut zu entdecken. Es war ihr, als müsse das Painszeichen auf ihrer Stirn brennen. Dann, als könnte sie nicht länger ruhig bleiben, sprang sie hastig auf und schritt rastlos, die Hände ringend, im Zimmer auf und ab.

„Ich glaube,“ murmelte sie, „daß mancher unter dem Drucke solch namenlosen Grausens, wie das meine, zum Wahnsinn getrieben werden könnte. Ich würde wahnsinnig werden, wenn die Anklage zum Wahnsinn in unserer Familie läge, aber nein — es ist nur Mord. Aber alles wohl bedacht, was ist Mord anderes wie Verfinn? Ich darf nicht darüber nachdenken. Ich muß versuchen, eine Entscheidung für meine Zukunft zu treffen, die lange, trübe und schmerzliche Zukunft, die vor mir liegt. Ich muß leben! Ich bin erst sechzehn Jahre alt und meine Pulse schlagen stark und lebensfrisch in mir! Es kann noch lange dauern, bis ich im Grabe Ruhe finde! Reginald muß mich hier von Paris fortnehmen. Ich kann hier keinen ruhigen Augenblick mehr haben und außerdem, sie, meine Mutter, lebt in Paris. Wie oft habe ich nicht Eleanor und Angie um das Glück beneidet, eine Mutter zu haben, und gebetet, Gott möge mich die meine einst finden lassen. Vater im Himmel! Du hast mein Gebet erhört, laß Deine Gnade die schlimmen Folgen abwenden.“

Es klopfte an die Thür. Sie beachtete es nicht. Sie hatte weder Ohren noch Sinn für das, was nicht mit ihrer überwältigenden Qual in Verbindung stand. Es klopfte stärker, plötzlich hielt sie in ihrer raschen Wanderung inne und schüttelte mit einer Bewegung der Ungeduld die Locken zurück, die ordnungslos über ihre Stirn fielen.

„Wer klopft?“ rief sie scharf.

„Ich bin es,“ antwortete Mathildens Stimme, und die Thür öffnend, meldete sie: „Die Frau Gräfin Abtoll.“

16.

Bleich und regungslos stand Ida in der Mitte des Zimmers, ihr Gewand in Unordnung, das Haar verwirrt herabhängend und die kleinen weißen Hände zusammengetrampft, so daß das Blut sich in rothen Punkten unter jedem ihrer Fingernägel sammelte, als die Gräfin bei ihr eintrat.

„Jda, mein Kind,“ rief sie in zärtlich besorgtem Tone, „Sie sind krank — was ist vor-gefallen?“

„Ich bin nicht krank,“ erwiderte Jda heiser, vor der Besucherin zurückweichend und sie dabei anstarrend, als set sie ein Schreckgespenst, das sich plötzlich vor ihr erhob.

„Aber was fehlt Ihnen, Jda? Warum sehen Sie mich so seltsam an?“ fragte die Gräfin, sich Frau Delamare nähernd, die fortfuhr, vor ihr zurückzuweichen. Sie wollte ihre Hand ergreifen, aber Jda entzog ihr dieselbe mit einem leisen Schrei.

„Rühren Sie mich nicht an!“ rief sie. „An Ihren Händen lebt Blut!“

„Blut?“
Die Gräfin war fast eben so bleich geworden, wie Jda selbst, als sie auf ihre Hand blickte.

„Was wollen Sie damit sagen, Kind? Ich sehe kein Blut an meinen Handschuhen.“

„Ich bin nicht Ihr Kind!“ stieß Jda leidenschaftlich hervor, als jenes Wort ihr Ohr traf. „Ich will nicht Ihr Kind sein!“

„Aber Jda, was ist Ihnen?“

Die Gräfin sah Jda mit so deutlichem Schrecken und Erstaunen an, daß diese einigemal wieder ihre Fassung gewann. Die augenblickliche Aufregung legte sich, und sie erinnerte sich an die Nothwendigkeit, sich der Welt und besonders dieser Frau gegenüber zu beherrschen. Vor allem durfte die Gräfin nicht ahnen, daß ihr eigenes Kind um das Geheimniß ihres furchtbaren Verbrechens wisse.

„Ich weiß nicht,“ rüthte sie, in einen Stuhl sinkend, „ich glaube, ich fühle mich nicht ganz wohl. Rühren Sie mich nicht an, bitte — ich möchte allein sein.“

„Aber, Jda, Ihre Hände und Ihre Wangen brennen.“

Denn wenn sie erst blaß gewesen, glähten jetzt Jdas Wangen in fiebrhafter Röthe.

„Kann ich nichts für Sie thun?“

„Ein Glas Wasser, Rathkübe wird es mir reichen.“

Das Wasser schlen eine beruhigende Wirkung auf Jda auszuüben. Sie setzte das Glas nieder und sah die Gräfin fragend an.

„Darf ich wissen, was Sie heute veranlaßt, mich mit Ihrem Besuche zu beehren?“ fragte sie.

„Ich wünsche mit Ihnen zu reden, Jda, ich hätte Ihnen sehr viel zu sagen.“

„Und das wäre?“ fragte Jda, ihr voll in das Gesicht sehend, während ihre Wangen wieder erbleichten.

„Vielleicht ist es besser, wir lassen die Sache heute ruhen“, sagte die Gräfin zögernd. „Sie sind krank.“

„Ich bin nicht krank,“ erwiderte Jda mechanisch. „Ich befinde mich vollkommen wohl. Sprechen Sie aus, was Sie mit zu sagen haben, aber schnell.“

Die Gräfin mußte sich Jdas Benehmen, das ihr so ganz unähnlich war, nicht zu erklären.

„Setzen Sie sich zu mir, meine Liebe.“
„Ich danke,“ erwiderte Jda kalt, „ich sitze hier sehr gut.“

„Darf ich dann meinen Stuhl näher an den Ihrigen rücken?“

„Wenn Sie wollen.“

Zu ihrem Erstaunen sah die Gräfin, wie Jda zurückwich und schauerte, als sie ihre Hand in die kalte, kleine Hand legte, welche im Schooß der jungen Frau ruhte.

„Jda, Sie sind unglücklich,“ begann sie sanft

„Ja, Sie sagen jetzt die Wahrheit, ich bin unglücklich, so unglücklich, daß der Tod mir ein willkommener Erlöser aus meinem Elend sein würde.“

„Ihr Gatte ist auch unglücklich!“

„Ich glaube es. Ich würde es durchaus nicht besorgend finden, wenn er es wäre!“ erwiderte Jda kurz.

„Aber das sollte nicht sein, Jda,“ sagte die Gräfin ernst.

„Ist in der Welt irgend etwas, wie es sein sollte?“ war Jdas fast zornige Antwort.

„Jda, ich bin älter wie Sie. Ich habe länger in der Welt gelebt und habe nützliche Erfahrungen gemacht.“

„Ja,“ hegte es spöttlich von Jdas Lippen, „Ihre Erfahrungen müssen merkwürdig und vielfältig gewesen sein. Sie haben ein ereignißreiches Dasein geführt, Frau Gräfin Ulvikt.“

„In der That, Jda, vielleicht ereignißreicher, wie Sie sich vorstellen.“

„Wie können Sie wissen, wie unbegrenzt mein Vorstellungsvermögen sein mag?“

Die Gräfin schien betroffen.

„Ich verstehe Sie nicht, Jda.“

„Das ist nicht überraschend.“

„Aber,“ fuhr die Gräfin fort, „ich habe mit Bedauern gesehen, wie Sie und Ihr Gatte nach und nach sich von einander entfremdeten. Wie kommt das, Jda? Was hat diese Entfremdung zwischen Ihnen herbeigeführt und genährt?“

Mit fiebrhaft brennenden Wangen und funkelnden Augen saß Jda der Gräfin gegenüber und dem Drange ihres Herzens folgend, hätte sie ihr am liebsten, der Folgen nicht achtend, zugerufen:

„Es ist Ihre Schuld! Sie sind die Ursache!“

Das Blut rann kalt durch ihre Adern, als sie an den leeren Schein der Gerechtigkeit, den hohlen Krug des Gesetzes dachte, wo ein Weib, die jede Schranke durchbrochen hatte, der schwersten Strafe verfallen war, welche die menschlichen Gerichte zu verhängen vermögen, lächelnd und anmuthig, in die kostbarsten Stoffe gekleidet, dasitzen konnte, frei, weder von außen, noch von der Stimme ihres Gewissens beunruhigt. War sie nicht eine wandelnde Lüge, — eine überfüllte Gruft?

Als diese Gedanken zusammenhanglos an Jdas Seele vorübergingen, war die Gräfin überrascht durch den Ausdruck des Widerwillens, den ihre Augen annahmen.

„Jda“, sagte sie, „Sie sind heute von unbe-

geistlicher Laune. Ich kann Sie wirklich nicht verstehen.“

„War das alles, was Sie mir zu sagen beabsichtigten?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Roman aus dem Leben.

Ein geradezu unglaublicher Fall hat jüngst in London das Criminalgericht beschäftigt. Stünden die Einzelheiten in einem Roman, so würde man sie als unmöglich bezeichnen müssen. Ein Theateragent Namens Winter hatte eine Ehescheidung von seiner Frau erlangt, ohne daß diese davon eine Ahnung hatte. Winter hatte vor dem Ehescheidungsgericht falsch geschworen und mußte sich deswegen verantworten. Der Sachverhalt war in Kürze folgender: Winter hatte eine reiche Wittve heirathen wollen, und um seine Frau loszuwerden, leitete er ein Scheidungsverfahren gegen sie ein. Sie las in den Zeitungen darüber, allein ihr Mann machte ihr weis, daß es sich um eine andere Person desselben Namens handle. Es wurden ihr die üblichen Vorlesungen zugesandt, daß sie vor dem Gericht erscheinen sollte, aber sie lieferte sie ungelesen ihrem Manne aus. So wurde sie in ihrer Abwesenheit und ohne die geringste Kenntniß davon zu haben, wegen Ehebruchs gerichtlich belangt und auch verurtheilt. Um das Gericht irre zu führen, legte Winter ein von seiner Frau unterzeichnetes Geständniß vor, worin sie sich des Ehebruchs schuldig erklärte. Ja, Winter trieb die Ruchlosigkeit so weit, daß er in diesem von ihm selbst aufgesetzten Document seinen eigenen Bruder der Mitschuld zieh und zwei seiner Kinder als Frösche des Ehebruchs bezeichnete. Die Handschrift war verstellt, gleich der seiner Frau, und sie unterschrieb das Aktensstück in dem Glauben, es sei ein Mittel, um ihn vor einer langen Gefängnißstrafe zu schützen. Dieser höllische Plan gelang nur zu gut; die Ehe wurde nach sechs Monaten gerichtlich gelöst. Während dieser Zeit lebte Winter scheinbar in bestem Einvernehmen mit seiner Frau, die von nichts wußte. Dann ließ er sie im Stiche, heirathete die oben erwähnte Wittve, die ebenfalls ohne Kenntniß des Sachverhalts gehandelt zu haben scheint, und reiste mit ihr nach Amerika. Später tauchte Winter in Paris auf, wo seine zweite Frau starb. Winter erbt ihr Vermögen. Seine erste Frau fing nun an Verdacht zu schöpfen; sie zog Erkundigungen ein und kam schließlich dem ganzen Schwindel auf die Spur. Winter, der wohl

glaubte, seine Frau bis zuletzt in Unwissenheit halten zu können, kam nach London und fing ein Theater-Unternehmen an. Aber seine geschiedene Frau ließ ihn verhaften, und die Folge war sein Erscheinen vor dem Criminalgericht, wo der ganze abscheuliche Plan bloßgelegt wurde. Dem Richter kam die Geschichte so unglaublich vor, daß er den Urtheilspruch verschob, um dem Angeklagten Gelegenheit zu geben, sich weiter zu rechtfertigen.

— **Ueber ein famoscs Hegenstückchen** wird aus Elsaß-Lothringen geschrieben: Als der Bauer Schmidt von Verndorf dieser Tage Abends in den Stall kam, lag sein Pferd gestreckt am Boden, athmete hart und stieß von Zeit zu Zeit sonderliche Laute aus. Schnell wurde Hilfe herbeigerufen. Aber rathlos standen alle da; selbst der erfahrene „Hirten-Toni“ wurde aus der Geschichte nicht klug. Nur die alte Annemarie fand das Richtige: „Des isch nix andersch, als der Schimmel isch verbert.“ Der Stallbesen wurde nun verkehrt hinter die Stallthür gestellt, dem Schimmel wurde eine Schnur mit neun Knoten um den Hals gelegt, im Stalle wurden drei kleine Bündel mit Hegenkraut aufgehängt, und zum Schluß riß die wissende Frau ein Stück Futter aus ihrem Rockärmel und nagelte es an die Stallthüre — angeblich wurde hiermit der Stachel in das Gewissen der Heye getrieben, um diese von ihrem bösen Vorhaben abzuhalten. Am nächsten Morgen stand der Schimmel wieder auf allen Beinen und wieherte munter in den kühlen Morgen hinein. „d' Annemeji kann doch ebb's!“ sagten die wieder im Stalle versammelten Nachbarn. Aber als sie hernach mit dem Franztoni in die Scheune traten, da wurden sie eines Besseren belehrt. Die lange Bütte, in der sich gärender Most befand, war bis zur Hälfte leer. Das treue Vieh war also am Abend vorher, als es wie gewöhnlich frei im Hofe herumlief, in die Scheune gerathen und hatte sich einen tüchtigen Rausch angetrunken. „Un m'r merkt's em hitt an an,“ sagte der Franztoni, „d'r Schimmel mueß a famosje Ragenjammer han, denn er hett schon drij Kiewel voll Wasser g'osse.“

Seiteres.

— **Ueberboten.** A. zu B. (im Laufe des Gesprächs über das bekannte Tischrücken): Haben Sie schon mal so was mitgemacht? — B. (überlegen): Bin schon mit der ganzen Wirtschaft aerückt!

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
Druck und Verlag von H. Gaarß
in Ebing.